

Julia Tavalaro mit Richard Tayson

Bis auf den Grund des Ozeans

## Das Buch

Eines Tages erwacht eine junge Frau in einem Krankenhausbett. Sieben Monate lag sie im Koma. Als sie nun die Augen öffnet, bemerkt dies niemand. Es ist der Beginn eines Alptraums – ihr Körper ist vollständig gelähmt, nur die Augen kann sie bewegen. Man betrachtet sie als hirntot und behandelt sie auch so. Erst nach sechs Jahren kommt eine junge Therapeutin auf die Idee, dass Julia sich doch verständigen kann. Und dann schreibt sie mit ungeheurer Energie und Lebenslust das Unglaubliche auf. Aus ihrer Geschichte spricht weniger Anklage als die tiefe Weisheit, die heitere Gelassenheit und die unglaubliche kämpferische Kraft einer starken Frau.

## Die Autoren

Julia Tavalaro, geb. 1935, lebte 30 Jahre in einer New Yorker Klinik, bevor sie wieder ein relativ selbstständiges Leben führen konnte. Sie starb im Dezember 2003.

Richard Tayson ist Schriftsteller und Lehrer für kreatives Schreiben. Er lebt in New York. Er half Julia Tavalaro dabei, ihre Geschichte aufzuschreiben.

Julia Tavalaro mit Richard Tayson

# Bis auf den Grund des Ozeans

„Sechs Jahre galt ich als hirntot.  
Aber ich bekam alles mit.“

Aus dem Amerikanischen von Michaela Link

**HERDER** 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6957

*Willkommen zu meiner Stimme des Schweigens.  
Das Leben ist eine kostbare Hülle.  
Behalte es, solange du kannst.  
Vergiss nicht, es ist nur eine Hülle.  
Die den machtvollen Geist enthält.  
Er sagt, du kannst alles tun,  
Alles sein.  
Also sag, was du sagen willst.*

Unseren Eltern zugeeignet

Mary Augustine, Kathryn Beresford, Joseph Horwart,  
Virgil Dean Tayson, und Rick Meyer, der die ganze Zeit da war.



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C083411**

Neuausgabe 2017

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 1998

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Agentur IDee

Umschlagmotiv: © VGF / Fotolia\_81381061; © nerthuz -Fotolia;

© Serghei Velusceac / Fotolia

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06967-3

# Vorwort

ICH LERNTTE JULIA TAVALARO im Oktober 1991 auf einem Schreibworkshop kennen, den ich im Goldwater Memorial Hospital gab. Sie saß aufrecht im Rollstuhl und hatte die dünnen Beine von sich weggestreckt. Über ihrem Kopf baumelte ein Holzschild: »Ich heiÙe Julia. Ich kann nicht sprechen. Wenn ich aufblicke, heiÙt das ›Ja.«« Sie war aufgeregt, hatte Schmerzen und sog mit schrill keuchenden Atemstößen die Luft ein. Obwohl das AusmaÙ ihrer Behinderung viele Gefühle in mir wachrief – Angst, Kummer, Mitleid, Dankbarkeit dafür, gehen und sprechen zu können –, konnte ich irgendwie mehr sehen, als die Oberfläche ihrer Behinderung auf den ersten Blick preisgab.

Obwohl Julia meine »Schülerin« war, hatte ich während dieses Semesters häufig das Gefühl, daÙ unsere Rollen sich umkehrten. Ich erlebte sie als faszinierenden, beredten, geistig beweglichen Menschen, der – wenn er nicht gerade Schmerzen litt – von allen möglichen Gefühlen einschließlich Freude übersprudelte. Laut Empfehlung sollten wir eine Stunde die Woche auÙerhalb des Kurses zusammenarbeiten, doch aus dieser einen Stunde wurden schon bald erheblich mehr. Während unserer Transkriptionssitzungen schlossen wir eine scheue Bekanntschaft miteinander, die dann zur Freundschaft wurde. Wir sprachen über so verschiedenartige Themen wie Dichtung, Essen, Selbstmord, Liebe, Sex, Musik und Familie. Für mich war erstaunlich, wie tief Julia vieles empfand und daÙ sie vor nichts Angst zu haben schien. Obwohl uns ein Altersunterschied von mehr als fünfundzwanzig Jahren trennte, fanden wir heraus, daÙ wir wichtige Dinge gemeinsam hatten.

Dieses Buch zu schreiben, Buchstaben für Buchstaben, schien anfangs ein völlig unmögliches Unterfangen zu sein. Manchmal

brauchten wir einen ganzen Tag, um eine einzige von Julias Erinnerungen zu entwirren. Mit großer Geduld legte sie Ereignisse von vor vierzig oder fünfzig Jahren dar. Mich verblüffte die Genauigkeit, mit der sie sich dieser Aufgabe widmete. Sie konnte sich an Dinge erinnern, die so lange zurücklagen! Und wenn sie auf meine scheinbar endlosen Fragen keine Antwort wußte, erwiderte sie einfach: W-E-I-S-S I-C-H N-I-C-H-T. Ich liebte ihre Ehrlichkeit und ihren Humor, ihre Fähigkeit im Umgang mit der Sprache und ihre Zähigkeit.

Über ein Jahr lang schrieb Julia auf ihrem Kommunikationsgerät Prosa über ihr Leben und druckte lange, schmale Schriftrollen. Wenn ich in ihr Zimmer kam und ihr die Buchstabenkarte gab, schrieb sie nur: D-A-S B-U-C-H. Ich übertrug ihre Arbeit dann auf einen Computer und las ihr anschließend laut vor, was sie geschrieben hatte. Aus ihren Niederschriften wählten wir das für ihre Lebensgeschichte Wesentliche aus. Sie gab mir die notwendigen Tatsacheninformationen, und ich arbeitete zu Hause weiter, wo ich an die lyrische Sensibilität anzuknüpfen versuchte, die ich in ihren Gedichten fand. Ich verwendete die von ihrer Prosa vorgegebene Grundstruktur und bediente mich der von ihr ständig benutzten Worte und umgangssprachlicher Ausdrücke, mit denen sie aufgewachsen war.

Ich schrieb einen Entwurf nach dem anderen, und Julia korrigierte sie alle. Wenn irgend etwas nicht zutreffend war, ließ sie mich das unmißverständlich wissen. Sie bewältigte diese Aufgabe unter Bedingungen, die den meisten Autoren zu erbärmlich gewesen wären. Sie hatte häufig Schmerzen, war krank oder wütend. Aber fast jedes Mal, wenn ich sie besuchte, hatte sie neue Aufzeichnungen für mich.

So sehr ich Julia geholfen habe, ihre Geschichte zu Papier zu bringen, so sehr habe ich von ihr gelernt zu verstehen, was ein Leben mit schweren Behinderungen bedeutet und wie unerschütterlich man darum kämpfen muß, die eigenen Träume wahr wer-

den zu lassen. Ich empfinde große Ehrfurcht vor dem Willen, der diese Frau am Leben gehalten hat. Ich habe tiefen Respekt für ihre moralische und persönliche Integrität, ihre Schaffenskraft und ihren nie erlahmenden Kampfgeist. Julia Tavalaro hat mir eine Vorstellung von Zähigkeit geschenkt, die ich nie vergessen werde. Ich bin ihr dankbar.

Brooklyn, New York, 1996

*Richard Tayson*

Wir danken besonders:

Den Schreibworkshops des NYU/Goldwater Hospital, Minato Asakawa, Arlene Kraat, Deborah Baker, Joyce Sabari, Joan Bennettson, John Urda, Robert Uruma, Linda Tropicano, Peter Meiland, Alexandra Babanskyj, Sharon Sharp, Nancy Levitin und Deloris Cook.



## Prolog

SCHON ALS KIND bin ich meist früh aufgewacht – manchmal schon vor Morgengrauen –, um die erste im Haus zu sein, die das Sonnenlicht durch das Fenster an meinem Bett fallen sah. Als Kind drehte ich mich dann auf die Seite, und das erste, was ich erblickte, war der Schuppen in unserem Garten, der die Autoreparaturwerkstatt meines Vaters beherbergte. Dahinter stand auf dem Hof der Skpanskys eine mächtige Eiche. Für eine Siebenjährige erschien dieser Baum ehrfurchtgebietend, wie er da nicht nur hinter unserem das Haus der Skpanskys überragte, sondern auch das Haus der Andersons nebenan auf der John Street in Inwood, Long Island.

Aus meinem Fenster im zweiten Stock sah ich das erste Licht aufschimmern, das scheinbar aus dem Nichts kam, als hätte dieser Baum selbst die Macht, Dunkelheit zu zerstreuen und den neuen Tag zu bringen. Langsam woben die Sonnenstrahlen einen Ring grauen Nebels um die Zweige der Eiche, gossen Licht um den Baum herum und schufen mit Grün- und Weißtönen und sanften Gelbschattierungen ein Farbenschauspiel. Ich lag im Bett, hörte die regelmäßigen Atemzüge meiner Schwester Joan neben mir und spürte das Laken auf meiner Haut und die warme Behaglichkeit der Decken. Auf kindliche Weise stellte ich mir vor, wie dieser Baum sein grünes Blätterwerk in mein Bett sandte – von meinen kleinen Füßen angefangen aufwärts durch meine Knie und Beine, meinen Bauch und meine Arme hinauf, um über Hals, Lippen und Augen grüne Blätter wie Haare über meinen Kopf spritzen zu lassen.

Selbst mit sieben Jahren wollte ich besser sein als alle anderen, schöner als meine Schwester und die anderen Mädchen in der Staatlichen Schule Nr. 2, stärker als die Jungen, ein besserer Ge-

wehrschütze als mein Vater. Seit ich mich erinnern kann, wollte ich die Beste sein.

Wenn das Beste für mich nicht erreichbar war, nahm ich meine Phantasie zu Hilfe. Wenn Großmutter Horwat mir verbot, die Höhen der Skpansky-Eiche zu erklimmen, und mir statt dessen einen Puppenwagen gab, legte ich mich aufs Bett, schloß die Augen und stellte mir vor, ich würde diesen Wagen zur Eiche fahren. Dort bewerkstelligte ich dann den Bau eines imaginären Baumhauses, das wegen seiner besonderen Zimmer in ganz Nassau County berühmt wurde. Es gab dort ein Schminkzimmer voller Spiegel und luxuriöser Kleider, ein Zimmer mit einem goldenen Telefonapparat auf einem Glastisch, wo ich die Tage damit zubrachte, mit Gene Autrey und Zsa-Zsa Gabor zu plaudern, ferner ein Trophäenzimmer, in dem Vaters preisgekrönte Geweihe die Wände schmückten. Das letzte war dann mein Lieblingszimmer: das Comikheftzimmer, wo ich mit *Superman* und *Tarzan* Gäste empfing.

Wenn mein Tagtraum diesen Punkt erreichte, wachte auch Joan neben mir langsam auf, und Midge, meine jüngste Schwester, regte sich auf ihrem Couchbett am Fenster. Wir stahlen uns aus unserem Zimmer, um nur ja nicht meinen Vater zu wecken, und gingen auf Zehenspitzen die Treppe hinunter, um Frühstück zu machen. Wenn es Sommer war, verbrachten wir den Tag damit, einander auf den Rücken und in die Äste der Eiche zu klettern, von wo wir uns hinunterschwangen, als seien wir Zirkusartisten. Wir stellten uns vor, wie wir von Hochseilen auf Elefantenrücken sprangen, wirbelten durch die Luft, drehten Pirouetten und landeten dann manchmal mit einem so starken Aufprall auf dem Boden, daß uns die Luft wegblieb.

Eines Tages kletterte Joan so hoch in die Eiche hinauf, daß ich ihr nur noch neidisch nachstarren konnte. Sie hielt inne, setzte sich auf einen Ast und ließ die Beine baumeln. »He, Julie, sieh nur, wie weit ich fliegen kann«, schrie sie.

Ich blickte gerade rechtzeitig auf, um sie wie einen Stein herunterfallen zu sehen. Mit einem Krachen wie von Knochen auf Holz schlug sie auf dem Rücken auf. Sie stand nicht mehr auf, sondern blieb reglos am Fuß des Baumes liegen. Midge rannte zum Haus, und bis Mom herauskam, hatte Joan zu brüllen begonnen. Ich schrie: »Joanie ist gekreuzigt worden!« Und Mom fluchte auf Polnisch. »Jezus Chrystus. O moj boze [O mein Gott]«, sagte sie und bückte sich, um Joan aus einem Nagel zu ziehen, der sich ihr in den Rücken gebohrt hatte. Joans Schreie gellten durch den Garten, und als Mom sie umdrehte, sah ich einen tiefen Schnitt, der von ihrem Hals das halbe Rückgrat hinunterreichte. Blut befleckte den Baum und zeichnete den ganzen Weg bis zum Haus eine Spur vierteldollargroßer, dunkler Flecken. Obwohl sie vielleicht hätte genäht werden müssen, steckte Mom sie in die Badewanne und tupfte die Wunde mit Jod ab, weil sie meinte, wir hätten kein Geld, einen Arzt zu bezahlen. Jedesmal, wenn Joanie schrie, zuckte ich zusammen und spürte den Schmerz, als sei es mein eigener.

Am nächsten Tag sägten mein Vater und Mr. Skpansky die unteren Äste dieses Baumes ab. Während die Kettensäge kreischte, trauerte ich um den Verlust jener Äste und fühlte mich, als würden mir die eigenen Arme und Beine amputiert. Zurück blieben nur Stumpen, der Geruch von Holzspänen, Staub in der Luft und das Blut meiner Schwester.

Jetzt, mit sechzig Jahren auf dem Buckel – dreißig davon, ohne Arme, Beine oder Stimme benutzen zu können, – wache ich immer noch jeden Tag ganz früh auf. Aber statt mich auf die Seite zu drehen und aus dem Fenster zu schauen, liege ich auf dem Rücken. Um gegen den Schmerz zu kämpfen, bewege ich die einzigen Teile meines Körpers, die ich bewegen kann, meinen Hals und meine Augen, und blicke aus meinem Krankenhausfenster. Während ich im ersten Licht die unter der Last ihrer Früchte gebeugten Toma-

tenstauden sehe, das Betonpflaster und die Gartenmauer aus Schlackenstein, denke ich an die Gedichte, die ich geschrieben habe, seit ich gelähmt bin, und an die, die ich heute schreiben werde.

Jenseits der Mauer kann ich das schwache Blau von Wasser erkennen. Was ich nicht sehen kann – von wessen Existenz ich aber durch die Ausflüge in meinem motorisierten Rollstuhl weiß –, sind die zungenförmigen Blätter der Plumeria, die doppelte Flamme der afrikanischen Wüstenrose und des blühenden Ahorns, die reife Last des Limonenbaums und der Sommerkürbis, der wild über den Boden rankt. Vor langer Zeit stellten mich die Fragen, wie und wann ich hierhergekommen bin, vor ein grauenhaftes Rätsel. Inzwischen weiß ich mehr. Nach und nach kehrte die Erinnerung an die Einzelheiten eines heißen Sommerabends im August 1966 zurück – aber sie ist nicht so wichtig, wie sie mir einst schien. Die Antworten, so habe ich festgestellt, kratzen nicht einmal an den größeren und gefährlicheren Fragen meiner dreißigjährigen Existenz in dieser Anstalt.

---

ERSTES KAPITEL

*Ein modernes Konzentrationslager*

*Ja, das ist es.  
Wenn der Name fällt, werden wir zornig.  
Bitte laßt mich  
In diesem Krankenhaus nicht – oh, nein –  
Noch auf andere Weise gequält werden;  
Nur der Weg zum Himmel ist guter Lohn.*

*Hier liege ich in meinem Bett  
Ganz als wäre ich tot,  
Hoffend wünschend das Halleluja betend  
Daß mein letzter Atemzug der nächste sein wird.*

*Als ich erwachte  
Fand ich mich in demselben üblen Scherz wieder.  
Mein Körper war derselbe:  
Wollte sich bewegen.  
Ich hatte keine Stimme, nur ein Loch zum Atmen.*

*Die Schläuche überall in mir  
Sagten mir  
Das ist  
Der Anfang  
Vom Ende.*

LANGSAM WIRD DIE LUFT HELLER. Alles um mich herum ist in blaugrauem Nebel verschwommen. Ich bin wach und nicht wach. Ich glaube nicht, daß ich Augen habe, aber ich kann mich selbst auf einem mit Zickzacklinien bedeckten Berg sehen. Ich versuche, dem Muster zu folgen, und steige hinauf. Mit jedem Schritt rutsche ich hinunter, entferne mich immer weiter vom Gipfel des Berges. Die Luft schmilzt zu einem tiefen Purpur, das orange wird, dann lohfarben. Eine Vielzahl von Stimmen umschwirrt mich, und ich kann nicht entscheiden, ob ich hinauf in die Sonne gehen will oder hinunter in die Dunkelheit unter den Steinen.

Das Licht verwandelt sich in eine Decke silbernen Nebels. Die Gewaltigkeit des Berges schreckt mich. Ich habe Angst, daß niemand mich finden wird. Ich lege mich in den Schmutz und weine, weil ich erschöpft bin, gehe nirgendwo hin.

Alles ist still. Dann erheben sich ringsum Stimmen, eine schriller als die übrigen. Eine Frauenstimme. Laut. Dicht bei mir. Beinahe dort, wo ich früher den Kopf hatte.

»Scheiße! Verdammter Mist«, sagt sie.

Der Nebel verfliegt. Ich nehme nur ein Gefühl der Enge in meinem Körper wahr, eine Beklemmung. Etwas ist da ganz und gar nicht in Ordnung.

Mein Verstand treibt an die Oberfläche, ganz langsam. Eine tiefe Furcht ergreift mich. Ich öffne die Augen nicht. Ich spüre, wie in dem leeren Nichts meines Körpers Traurigkeit aufsteigt. Ich fange an zu weinen, aber es kommt kein Laut, keine Tränen fließen. Mein Verstand versucht, die Dinge zusammenzufügen, aber es scheinen die Bindeglieder zu fehlen.

Ich gerate in Panik. Verzweifelt müht sich mein Verstand, schneller zu arbeiten. Ich versuche zu schreien. Wieder kann ich keinen Laut hervorbringen. Wo sind meine Schreie? Wenn ich die wütenden Worte der Frau hören kann, warum kann ich dann nicht meine eigene Stimme hören? Dann dämmert es mir wie die Enthüllung in einem Alptraum: Ich bin tot.

Ich versuche, die rechte Hand zu heben, aber sie ist steif, unbeweglich, an meine Brust gebunden wie bei einer Toten. Ich will meine linke Faust öffnen, aber sie ist hart und unnachgiebig wie Stein. Ich streng mich an, die Füße zu bewegen – und kann es nicht. Einmal mehr versuche ich zu schreien, um mich selbst davon zu überzeugen, daß ich noch lebe. Es kommt kein Laut, und ich höre nur das Zähneknirschen in meinem Kopf.

So muß sich der Tod anfühlen: Du schreist laut los, und niemand bemerkt es. Du versuchst, den Arm zu heben, nur um feststellen zu müssen, daß du dich in Stein verwandelt hast. Unhörbar heulst du in die Stille. Niemand kommt. So geht es weiter bis in alle Ewigkeit.

Plötzlich erinnere ich mich an Judy, meine hübsche, vierzehn Monate alte Tochter. Wo ist sie? Warum bilde ich mir ein, sie weine? Ich erinnere mich, daß sie nach dem Abendessen, während ich die Spülmaschine lud, vor sich hin gegluckst und auf ihrem Hochstuhl gespielt hatte. Ich hatte eine meiner Kopfschmerzattacken gehabt, eine böse Attacke, und als ich vor der Spülmaschine stand, spürte ich, daß schon die nächste kam. Ich wollte Judy sofort ins Bett bringen, damit ich mich hinlegen konnte. Ich trug sie nach oben und badete sie. Aber da hat sie nicht geweint, warum also erinnere ich mich jetzt an dieses Weinen?

Ich denke zurück, füge Erinnerungen zusammen. Ich weiß noch, daß ich sie erst abgetrocknet und dann gepudert habe, daß ich zusah, wie sich der feine Babypuder in die Luft erhob. Er erinnerte mich an Nebel, die Art Nebel, durch die man nicht hindurchsehen kann. Meine Kopfschmerzen wurden immer schlimmer – es war ein Gefühl, als schabe mir jemand mit einer Glasscherbe meine Schädeldecke ab. Ich hob Judy von der Ankleidekommode und zog ihr ihren gelben Pyjama an. Ich legte sie in ihr Bettchen und gab ihr einen Schnuller.

Es fällt mir schwer, mich zu erinnern, was als nächstes geschah.

Ich spiele die Ereignisse in Gedanken noch einmal durch. Nachdem ich ihr Zimmer verlassen hatte, ging ich die Treppe hinunter – ja, ich erinnere mich an den goldenen Teppich unter meinen Füßen –, und als ich den ersten Schritt tat, fing Judy an zu weinen. Es war ungewöhnlich, daß sie sich noch einmal meldete. Ich dachte, ein wenig Milch würde sie beruhigen, und ging die Treppe hinunter, um etwas Milch warm zu machen. Ich erinnere mich an meine Hand auf dem Geländer, an meinen Mann, George, der unten fernsah, an Judys Weinen – aber danach ist alles verschwommen. Wieder einmal und mit einem wachsenden Gefühl der Furcht versuche ich, mich zu erinnern.

Ich bin in der Küche, stehe vor dem Herd, auf der Theke eine leere Flasche. Während die Milch heiß wurde, hörte ich Judys Schreien. Der Weg zu ihr zurück war schwierig. Jeder Schritt die Treppe hinauf kostete Anstrengung. Noch bevor ich den Treppenabsatz erreichte, war ich außer Atem. Mit jedem Schrei wurden meine Kopfschmerzen schlimmer. Oben an der Treppe wandte ich mich nach rechts, um zu Judys Bettchen zu gehen.

Sobald ich ihr die Flasche gab, hörte sie auf zu schreien. Mein Kopf fühlte sich an, als wolle er explodieren, aber ich konnte nur daran denken, daß ich den Abwasch fertig machen wollte, damit ich mich endlich ausruhen konnte. Ich überzeugte mich davon, daß Judy nicht mehr weinte, und ging zur Treppe zurück.

Die schimpfende Frau stellt etwas an, das sich wie die Kettensäge meines Vaters im langsamsten Gang anhört. Dieses Geräusch dicht an meinem Ohr macht mir noch mehr Angst. Die Frau steht an meinem Bett, und obwohl ich mich immer noch davor fürchte, die Augen zu öffnen, spüre ich, daß sie sich an irgend etwas zu schaffen macht.

Dann öffne ich die Augen. Als erstes sehe ich eine Frau in einer weißen Uniform und einer weißen Haube. Obwohl mein Hals sich steif anfühlt, kann ich mich leicht zur Seite drehen und er-